
Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris
(Institut historique allemand)
Band 23/1 (1996)

DOI: 10.11588/fr.1996.1.59691

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

den fühlbaren mäzenatischen Einfluß des burgundischen Herzogs Philipp des Kühnen auf das Bauhandwerk in Dijon (am Beispiel der Baurechnungen der Chartreuse de Champmol) untersucht É. HUSSON, die Bedeutung von Holzhandwerker (z.B. in der Herstellung von Altarretabeln) für die flämische Malerei des 15. und 16. Jhs. erläutern H. VEROUGSTRAETE und R. VAN SCHOUTE. Ein Beitrag von D. MORSA endlich macht in der Weiterentwicklung mit den Verhältnissen des frühneuzeitlichen Handwerks (17.–18. Jh.) im französischen und belgischen Raum bekannt, etwa mit Meister- und Gesellenzahlen, mit Produktivitätsaspekten.

Der in seiner Gliederung etwas unorganisch wirkende Band, kundig und knapp zusammengefaßt von R. VAN UYTVEN, zeigt gerade bei der zeitlichen und räumlichen Weite des Blicks der versammelten Beiträge die Stärken und Defizite der mehr als hundertjährigen europäischen Handwerksforschung auf: Die politisch-rechtlichen Aspekte, auch die genossenschaftlich-organisatorischen Verhältnisse des Handwerks sind weithin gut bekannt. Was hingegen trotz verschiedener, gerade während der letzten drei Jahrzehnte entstandener Arbeiten noch fehlt, sind zum einen vergleichende Untersuchungen zum kleinstädtischen Handwerk ganzer Landschaften, wie dies Yante für Luxemburg geboten hat, zum anderen im Anschluß gerade an Simon-Muscheid Analysen zu den Lebensformen im Handwerk. Neben der Behandlung der maßgeblichen sozialen und wirtschaftlichen Problemkreise müßten darin auch und v.a. Fragen nach Kleidung, Wohnung und Habitus gestellt und mit Quellen jenseits der bequemen und allzu wohlfeilen Handwerks-Ordnungen beantwortet werden.

Gerhard FOUQUET, Kiel

Miracles, prodiges et merveilles au moyen âge. XXV^e Congrès de la Société des Historiens Médiévistes de l'Enseignement Supérieur Public (Orléans, juin 1994), Paris (Publications de la Sorbonne) 1995, 330 S. (Histoire Ancienne et Médiévale, 34).

Fein unterscheiden die lateinische und die romanischen Sprachen zwischen ›*miracles*‹, ›*merveilles*‹ und ›*prodiges*‹ – wo die deutsche etwas schnöde nur von Wundern sprechen kann. Die Begriffsvielfalt macht kenntlich, daß Wunder nicht gleich Wunder ist, sondern als *miraculum* Gotteswerk, als *mirabilia* Heiden- oder Teufelswerk und als *prodigium* Natur jenseits des jeweils Erklärbaren. Die Begriffe spielen aber nicht nur auf unterschiedliche Wunderkräfte an, sie assoziieren auch verschiedene Erwartungshaltungen: den Glauben, daß Wunder existieren und Heilige in Notsituationen jedem Gläubigen beistehen; das Bedürfnis, sich in eine Welt zu versetzen, wo sich für den Moment der Lektüre Träume mittels Feen und ähnlich märchenhaften Gestalten verwirklichen, und die genauso zeitlose Faszination, die Exotisches, Unerhörtes, Abnormes oder Schauerliches auf Leser und Betrachter ausüben. Jeder der drei Bereiche/Begriffe läßt sich mit Vorbehalt (Jacques Le Goffs Warnung im Gepäck, daß sich die semantischen Felder von heute nicht mit den mittelalterlichen decken¹) einer Textgattung zuordnen. Daß das *miraculum* in der Hagiographie beheimatet ist, dafür braucht es keine lexikographischen Auszählungen (Charles VULLIEZ). Hartnäckiger widersetzen sich allerdings *prodigium* und *mirabilia* einem solchem Ordnungsprinzip: sie bevölkern Reiseberichte genauso wie Chroniken, naturkundliche Abhandlungen genauso wie medizinische Traktate. An den »Rändern«, wie in Gervais' von Tilbury »*Otia imperialia*« oder im »Reisebuch des Ritters John Mandeville«, mögen die Grenzen fließend gewesen sein. Doch in seinem »Zentrum« funktioniert jeder Bereich nach seinen eigenen »Gesetzen«, verfügt jeder über sein, in Le Goffs Worten, eigenes Inventar an Wunderlichem. Ein Heiliger hat nichts mit Feen gemein und ein Monster mit zwei Köpfen oder einem Zyklopenauge weder mit einem Heiligen noch mit einer Fee. Gervais von Tilbury, aus didaktischen Gründen

1 Jacques LE GOFF, Le merveilleux dans l'Occident médiéval, in: L'imaginaire médiéval. Essais, Paris 1985, S. 17–56 (zuerst 1978 erschienen).

bemüht, die »Dinge« voneinander abzugrenzen, erklärt seinem fürstlichen Publikum, *miraculum* und *mirabilia* würden zwar, weil unerklärbar, beide den Leser in Staunen versetzen, doch ersteres verweise auf die Allmacht Gottes, zweiteres gehorche den Gesetzen der Natur (Annie DUCHESNE). Gervais' Definition wird nicht von allen seinen Zeitgenossen geteilt, wie die vorliegenden Beiträge zeigen. Inwieweit es nun aber erkenntnisfördernd ist, die verschiedenen Vorstellungsebenen cocktailartig zusammenzumixen, bleibe dahingestellt. Wäre es nicht fruchtbarer gewesen, das Vorhaben von der widersprüchlichen Begriffsfrage loszulösen und sich einer bestimmten, gesellschaftlich verortbaren Bedürfnislage zuzuwenden oder das »Zentrum« einmal nur von seinen »Rändern« aus zu beleuchten?

Der chronologisch geordnete Sammelband erhebt den Anspruch, die verschiedenen Wunderphänomene kultur- und fächerübergreifend zu erfassen. Dazu zählen Literatur- genauso wie Kunstgeschichte, wobei es zu bedauern ist, daß der Band nicht näher auf das bildlich dargestellte religiöse Wunder (etwa die Mirakelbildzyklen) eingeht. Qualitativ stechen in diesem Zusammenhang diejenigen Beiträge hervor, die das Stadium des Inventarisierens und Nacherzählens überschreiten. Dazu gehört Jean-Claude SCHMITTS »Cendrillon crucifiée. A propos du ›Volte sancto‹ de Lucques«, sowie die strukturalistisch inspirierte Untersuchung der Literaturhistorikerin Anita GUERREAU-JALABERT zum »sozialen Sinn« der Feen. Streng aber einsichtig kritisiert die Autorin die vorherrschenden Interpretationsansätze und fordert den konsequenten Einbezug der Rezipientenfrage. Feen ebenso wie Gral – beides seien Produkte einer wachsenden »Spiritualisierung« der höfischen Literatur – deutet sie als aristokratische Gegenentwürfe zum vorherrschenden geistlichen Weltdeutungsmonopol sowie als Mittel, dem eigenen Stand zu seiner übernatürlichen Legitimität zurückzuverhelfen. Ob man sich die Kirche so monolithisch vorstellen darf, bleibt fraglich. Probleme ergeben sich auch insofern, als adlige Bibliotheksinventare gewöhnlich mehr religiöse als profane Schriften verzeichnen, und adlige Mäzene, ohne erkennbare Präferenzen, beide Produktionsbereiche unterstützten.

Sich mit Wundern, Wunderbarem und Wunderlichem zu beschäftigen birgt (wie die Beiträge von Gérard VEYSSIERE und Christophe PICARD zeigen) die Gefahr, sich anachronistisch von heutigen Kriterien leiten zu lassen. Gewiß, Sylvie BARNAYS Ausführungen über den verschrobene Zisterzienser Jean de Morigny, der sich mittels magischen Beschwörungsformeln Marienerscheinungen zu erzwingen suchte, faszinieren. Doch sie bleiben in dieser Form das idiosynkratische Produkt eines Einzelnen. Die Autorin unterläßt es, naheliegende Verbindungslinien zu ziehen, etwa zu den populären Marienlegenden oder dem kirchlich propagierten Wunderautomatismus, der zwar keine andere Lektüre erlaubte – aber ermöglichte.

Den meisten Beiträgen aber haftet schlicht das Anekdotische an, weshalb sich zumindest dem Historiker zuweilen die Frage stellt: *cui bono*. Doch der Sammelband hat nicht nur Schwächen, sondern auch seine Stärken. Dazu gehören zwei Beiträge, die die – oft gestellte, aber selten verwirklichte – Forderung nach interkulturellen Vergleichen einlösen. Klar und überzeugend stellt Marie-France AUZÉPY (»L'évolution de l'attitude face au miracle à Byzance, VII^e–IX^e siècle«, S. 31–46) dem Leser mit Hilfe eines Dreiphasenmodells das byzantinische Wunder vor. Im 7. Jh., ihrer ersten Phase, beobachtet sie einen Rückgang der Vitenliteratur zugunsten der Mirakel – beides auf Konstantinopel konzentriert, wohin, von den Moslems vertrieben, orientalische Mönche geflohen waren. Die Wunder dienten damals noch primär dazu, den Heiligenkult gegen heterodoxe Kritiker zu verteidigen. Bemerkenswert ist, daß sich Wunder und Bilderverehrung noch nicht tangierten. Mit dem Bilderverbot Leos III. beginnt im Jahr 717 die zweite Phase. Das Bilderverbot habe sich sehr einschneidend auf den Heiligenkult ausgewirkt, dazu geführt, daß man dem Wunder nunmehr mit sehr viel Zurückhaltung begegnete. Mit der Aufhebung des Bilderverbotes 787 setzt dann die dritte Phase ein: Nun sei die ehemals umstrittene Ikone gar zum Glaubensartikel erhoben worden; erst jetzt könne man wirklich von der Existenz eines byzantinischen Bilderkultes sprechen!

Die hagiographischen Texte lieferten die notwendigen Argumente, indem sie mittels Wunder bewiesen, daß Urbild und Abbild identisch seien. Der Sieg der Bilder zog eine Flut hagiographischer Schriften nach sich, die man nach 843 auch zusehends in die Liturgie einzubauen begann. Mit seiner liturgischen Etablierung hätte das Wunder, so das Fazit der Autorin, letztlich aber seine frühere Lebendigkeit eingebüßt.

Eine Einführung in die moslemische Hagiographie bietet schließlich der Beitrag von Denise AIGLE »Sainteté et miracles en Islam médiéval: l'exemple de deux saints fondateurs iraniens« (S. 47–74). Einleitend stellt die Autorin – für den arabischunkundigen Leser etwas verwirrend – die unterschiedlichen Begriffe vor, mit denen der Islam seine Heiligen bald als Freund bald als göttlichen Beistand charakterisierte und definierte. Anders als im Christentum entwickelte sich das hagiographische Schrifttum hier aber erst im Verlauf des 10. Jhs. Dabei habe man anfänglich Sammlungen in der Art der »Legenda aurea« vorgezogen, die den Ubiquitätsanspruch des jungen Glaubens bestärkten. Erst im 11. Jh. verfaßte man individuelle »Biographien« über Gründerheilige, zu denen die kleinen, wie Aigle sie nennt, Dorf-*cheikhs* gehören. Diesen wendet sich die Autorin dann auch detaillierter zu. Ihr Fallbeispiel sind die zwei *cheikhs* Murshid al-dîn Abû Ishâq (11. Jh.) und Amûn-aldîn Balyânî (14. Jh.), beides Patrone der iranischen Stadt Kâzarûn in der Nähe von Chîraz. Abû Ishâq war eine Art Missionsheiliger, der sich mit seinen Wundertaten besonders für die ländliche Bevölkerung der Gegend einsetzte. Abû Ishâqs Hagiograph, sein dritter Nachfolger, hebt die karitativen Aktivitäten des Heiligen hervor sowie dessen Einsatz für den Bau der örtlichen Moschee und des Pilgerhospizes. Wie in einer christlichen Lebensbeschreibung dürfen auch in einer moslemischen »Biographie« himmlische Zeichen vor der Geburt und an der Schwelle zum Tod nicht fehlen. Die Vita des *cheikhs* Balyânî, von einem seiner Schüler Mahmûd Ibn Uthmân verfaßt, orientiert sich eng an der Lebensbeschreibung des Abû Ishâq, der Balyânîs erklärtes Vorbild war. Wunder werden zum Teil wörtlich von einer Vita in die andere übertragen. Auch Balyânîs bauliche und karitative Aktivitäten decken sich mit denen seines Vorgängers, nur hebt der Hagiograph Balyânîs Nachfolgeschafft zum Propheten Mohamed stärker hervor. Die Überschneidungen mit der christlichen Hagiographie sind bemerkenswert, bemerkenswert aber auch die Unterschiede.

Gabriela SIGNORI, Bielefeld

Commerce, Finances et Société (XI^e–XVI^e siècles). Recueil de travaux d'Histoire médiévale offert à M. le Professeur Henri Dubois. Textes réunis par Philippe CONTAMINE, Thierry DUTOUR et Bertrand SCHNERB, Paris (Publications de la Sorbonne) 1993, 507 S. (Cultures et Civilisations Médiévales, 9).

Die vorliegende Festschrift ist Henri Dubois gewidmet, der durch zahlreiche Publikationen, vor allem zur mittelalterlichen Geschichte Frankreichs hervorgetreten ist, dem aber auch eine Darstellung der Dritten Republik – zusammen mit Paul Bouju – zu verdanken ist, die zuerst 1952 veröffentlicht, 1992 in der zwölften Auflage erschienen ist. Seine zahlreichen Studien, die immer wieder die quantitativen Aspekte der Geschichte betonen, befassen sich mit der Geschichte der Wirtschaft, der Gesellschaft, der Bevölkerung und vor allem auch des Salzes, wobei Burgund den geographischen Schwerpunkt seiner Forschungen darstellt. Zu seinen Hauptwerken zählt eine umfangreiche Abhandlung über die Messen von Châlons-sur-Saône und den Handel im Saône-Tal am Ende des Mittelalters. Sein Interesse am deutschfranzösischen Wissenschaftsaustausch bezeugen u.a. seine Beiträge für die Festschriften von Karl Ferdinand Werner und Hermann Kellenbenz und das Handbuch der Europäischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte.

Den Forschungsinteressen des Geehrten sind auch die Mehrzahl der Beiträge des vorliegenden Bandes verpflichtet, wobei dem Leser immer wieder die Parallelität vieler Strukturen